

Forschungsbericht

Deutsche Ostforschung – polnische Westforschung

Prolegomena zu einem Vergleich

von

Markus Krzoska

I

Die Diskussion über die NS-Vergangenheit der deutschen Historikerschaft hält spätestens seit dem turbulenten Frankfurter Historikertag von 1998 das Fach in Atem, wenn auch in letzter Zeit die bisher stark personenbezogene Diskussion allmählich einer quellengestützten Auseinandersetzung mit den organisatorischen Strukturen und Interdependenzen der Geschichtswissenschaft weicht.¹

Die Debatte, die mitunter Züge eines *clash of generations* trägt, in dem sich die angegriffenen Großen der Zunft mit teilweise hilflosen, teilweise unverständlichen Argumenten zu „wehren“ versuchen und die Kritiker häufig die moralische mit der wissenschaftlichen Dimension verwechseln, wurde von den deutschen Osteuropahistorikern seit den 1980er Jahren schon vorgezogen, ohne daß man sie als abgeschlossen betrachten kann. Es soll hier nicht versucht werden, ihren Verlauf nachzuzeichnen, darf dieser doch als bekannt vorausgesetzt werden, auch wenn einige Teilbereiche noch ihrer Bearbeitung harren.²

Es scheint ein Charakteristikum der Beschäftigung mit schwierigen Themen der eigenen Geschichte bzw. Geschichtsschreibung zu sein, daß die eigentlichen Anstöße dafür von außen erfolgen. Angesichts des Weiterwirkens personeller Netzwerke und klassischer Lehrer-Schüler-Beziehungen, verbun-

¹ Vgl. dazu etwa MICHAEL FAHLBUSCH: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931-1945, Baden-Baden 1999; FRANK-RUTGER HAUSMANN: „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940-1945), Dresden 1998; Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, hrsg. von WINFRIED SCHULZE und OTTO G. OEXLE, Frankfurt/M. 1999. In diesen Kontext gehört auch das sich in Vorbereitung befindende „Handbuch der völkischen Wissenschaften“. Eine gewisse Ausnahme bildet hier die Diskussion über Leben und Werk von Hans Rothfels zwischen Ingo Haar und Heinrich August Winkler in den „Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte“ 2001 und 2002.

² Siehe als Überblick über den Forschungsstand EDUARD MÜHLE: „Ostforschung“. Beobachtungen zu Aufstieg und Niedergang eines geschichtswissenschaftlichen Paradigmas, in: ZfO 46 (1997), S. 317-350.

den mit der Dominanz bestimmter Wissenschaftler im nationalen Rahmen, ist dies nicht weiter verwunderlich. Für die deutsche Ostforschung trifft dies allerdings nur zum Teil zu. Die Überwindung der alten Paradigmata erfolgte durchaus im Rahmen eines Generationswechsels seit Beginn der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts; damit war aber kaum eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Faches verbunden. Vielleicht war dieser Weg durch die ideologisch bedingte Kritik vor allem der DDR-Geschichtswissenschaft in den Zeiten des Kalten Krieges auch nicht zu gehen. Erst nach der verdienstvollen Arbeit Michael Burleighs und dem Wegfall der Systemgrenzen erwies sich der kritische Blick zurück als möglich.³ Die Ende der neunziger Jahre durchgeführten Interviews mit führenden deutschen Historikern haben die weiterhin prägende Kraft historischer Schulen in der deutschen Geschichtswissenschaft über das Wendejahr 1968 hinweg eindrucksvoll gezeigt.⁴

Unter Ostforschung verstehe ich im folgenden jene Forschungsrichtung, die nach dem Ersten Weltkrieg als neues wissenschaftlich-politisches Modell entstand, um die verlorengegangene deutsche Vormachtstellung in Ostmitteleuropa unter anderen Vorzeichen wiederherzustellen. Dieses Modell beinhaltete die Abkehr vom strikt national- und verfassungsgeschichtlichen Denken hin zu einer „Volksgeschichte“ unter Anwendung neuer wissenschaftlicher Methoden und besaß einen gewissen interdisziplinären Charakter. Zur terminologischen Differenzierung des Begriffs in bezug auf verschiedene Aspekte und Zeitabschnitte hat sich jüngst Jörg Hackmann zu Wort gemeldet, der fünf inhaltliche Kriterien für die Zeit vor 1945 definiert hat: die politische Motivation nach der „Demütigung von Versailles“; die Betrachtung des Deutschtums in den Nachbarstaaten unter Berücksichtigung der deutschen Gesamtentwicklung; eine methodische Ausrichtung auf die „Volks- und Kulturbodenforschung“ mit interdisziplinärem Charakter; eine geographische Fixierung auf Ostmittel- und Nordosteuropa; die „Abwehr“ von Positionen, die die deutsche Stellung in diesen Regionen untergraben würden.⁵

³ MICHAEL BURLEIGH: *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988. Für die kommunistische Historiographie vgl. RUDI GOGUEL: *Über die Mitwirkung deutscher Wissenschaftler am Okkupationsregime in Polen im zweiten Weltkrieg*, Berlin 1964, aber auch HENRYK OLSZEWSKI: *Nauka historii w upadku. Studium o historiografii i ideologii historycznej w imperialistycznych Niemczech* [Geschichtswissenschaft im Niedergang. Eine Studie über Historiographie und historische Ideologie im imperialistischen Deutschland], Warszawa u.a. 1982.

⁴ Vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/BEITRAG/intervie/index.htm>.

⁵ JÖRG HACKMANN: *Deutsche Ostforschung und Geschichtswissenschaft*, in: *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich*, hrsg. von JAN M. PISKORSKI u.a., Osnabrück, Poznań 2002 (*Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung*, 1), S. 25–45, hier S. 30–33. Hackmanns Ablehnung einer Abwehrfunktion der deutschen Ostforschung gegenüber Polen (ebenda, S. 34, Anm. 52) ist zutreffend, müßte allerdings chronologisch aufgeschlüsselt werden. Für die Jahre vor 1918 kann am reaktiven Charakter des „Westge-

Die Entwicklung in Polen war eine völlig andere. Der weitgehende „Sympathieverlust“ gegenüber allem Nationalen, wie er in (West-)Deutschland nach 1945 zunächst aufgrund der Niederlage des Nationalsozialismus und ihrer schnellen Verdrängung, dann durch die Ereignisse der sog. „68er-Bewegung“ mit ihrer bewußten Kampfansage an alles, was man irgendwie als „faschistisch“ brandmarken konnte, zu konstatieren ist, fand dort nicht statt. Hier war es vielmehr gerade das Nationale, das der von weiten Teilen der Gesellschaft als Fremdherrschaft wahrgenommenen sowjetkommunistischen Diktatur als positiver Gegenwert entgegengestellt werden konnte.

Auf die eigene Geschichtswissenschaft bezogen, deren vollständige Stalinisierung und „Kommunisierung“ nie gelungen war, konnte das nach dem Wendejahr 1989 nur heißen, daß man die verschüttet geglaubten nationalen Traditionen wieder aufnahm. Die nach wie vor starke Hierarchisierung des Hochschulwesens bedeutete zudem, daß Kritik an den Strukturen von innen heraus bzw. durch eine nachfolgende Generation äußerst unwahrscheinlich war. Eine Auseinandersetzung oder gar Abrechnung mit der polnischen Westforschung der Zwischenwelkriegszeit bzw. der Zeit nach 1945 mit ihren nationalen, nicht immer aber wissenschaftlichen Standards entsprechenden Grundthesen blieb somit aus, wenn man von wenigen vorsichtigen Ansätzen absieht.⁶ Nur selten wurde versucht, moderne methodische Ansätze mit einem kritischen Blick auf eigene Traditionen zu verbinden. Einen solchen Versuch stellt sicherlich der kürzlich erschienene Aufsatz des Ehepaares Zofia und

dankens“ entgegen der Bewertung ROLAND GEHRKES: Der polnische Westgedanke bis zur Wiedererrichtung des polnischen Staates nach Ende des Ersten Weltkrieges. Genese und Begründung polnischer Gebietsansprüche gegenüber Deutschland im Zeitalter des europäischen Nationalismus, Marburg 2001 (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung, 8), passim, nicht gezweifelt werden, für die Zwischenwelkriegszeit sind in bestimmten Bereichen schon Zweifel daran erlaubt (etwa bei den territorialen Forderungen gegenüber Deutschland), für die Zeit nach 1945 war es eher die deutsche Ostforschung, die in die Defensive geraten war.

⁶ JAN M. PISKORSKI: Przeciw nacjonalizmowi w badaniach naukowych nad przeszłością stosunków polsko-niemieckich [Gegen den Nationalismus in den wissenschaftlichen Forschungen über die Vergangenheit der polnisch-deutschen Beziehungen], in: Przegląd Historyczny 81 (1990), S. 319-324; DERS.: „Deutsche Ostforschung“ und „polnische Westforschung“, in: Osteuropäische Geschichte in vergleichender Sicht. Festschrift für Klaus Zernack, hrsg. von FIKRET ADANIR u.a., Berlin 1996, S. 378-389; WOJCIECH WRZESIŃSKI: Polskie badania niemcoznawcze [Polnische deutschlandkundliche Forschungen], in: Polacy wobec Niemców. Z dziejów kultury politycznej Polski 1945-1989, hrsg. von ANNA WOLFF-POWĘSKA, Poznań 1993, S. 194-224; MAREK CETWIŃSKI: Ideologia i poznanie. Społeczne funkcje mediewistyki śląskiej po 1945 roku [Ideologie und Erkenntnis. Gesellschaftliche Funktionen der schlesischen Mediävistik nach 1945], Częstochowa 1993; MARIAN DYBA: Kształtowanie się polskiego środowiska historycznego na Śląsku w latach 1918-1939 [Die Herausbildung des polnischen historischen Milieus in Schlesien in den Jahren 1918-1939], Katowice 1993; zuletzt ebenfalls mit vorsichtiger Kritik GRZEGORZ STRAUCHOLD: Der Westgedanke in der polnischen Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung (wie Anm. 5), S. 47-80.

Stanisław Kurnatowski über die nationalistischen Ideen in der Frühgeschichtsschreibung Mitteleuropas dar. In Anknüpfung an kulturtheoretische Ansätze Florian Znanieckis, Ernest Gellners und Reinhart Kosellecks suchen sie nach den Wurzeln des Problems und kritisieren anhand von Beispielen aus ihren Forschungsfeldern die „fatale Verflechtung gegenseitiger, unüberprüfbarer Abhängigkeiten“.⁷

In letzter Zeit sind sogar wieder Stimmen zu hören, die den deutschen Wissenschaftlern vorwerfen, auf die klassischen Pfade der deutschen Ostforschung zurückzukehren, und die gleichzeitig die eigenen althergebrachten nationalen Positionen verteidigen.⁸ Ob es sich dabei um Rückzugsgefechte der Dogmatiker und ihrer Schüler handelt oder eine neue nationalistische Wende in der polnischen Historiographie bevorsteht, wie es der Breslauer Historikertag von 1998 anzudeuten schien, bleibt einstweilen abzuwarten.

Westforschung definiere ich hier als die polnische wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Beschäftigung mit den 1945 polnisch gewordenen ehemaligen deutschen Ostgebieten (Ostpreußen, Danzig, Pommern, Ostbrandenburg, Niederschlesien, Oppelner Schlesien), mit den Regionen, die nach Ende des Ersten Weltkriegs in den polnischen Staat einbezogen wurden und vorher zum preußischen (deutschen) Teilungsgebiet gehörten (Pommerellen, Westpreußen, Großpolen/Provinz Posen), mit dem östlichen Oberschlesien, das im Südteil zum österreichischen Teilungsgebiet und im Nordteil bis 1921 zur Provinz Schlesien gehört hatte, sowie dem Gebiet zwischen Oder und Elbe, das in Anlehnung an Wolfgang H. Fritze und Klaus Zernack gemeinhin als „Germania Slavica“ bezeichnet wird, jenen Regionen also, die häufig mit

⁷ ZOFIA KURNATOWSKA, STANISŁAW KURNATOWSKI: Der Einfluss nationalistischer Ideen auf die mitteleuropäische Urgeschichtsforschung, ebenda, S. 93-103, das Zitat S. 98. In der polnischen Geographie scheint diese Diskussion noch nicht so weit zu sein, wie der Beitrag von Bronisław Kortus im selben Band zeigt, der die gängigen Stereotype vergangener Jahrzehnte (Westforschung als „Verteidigungsreaktion von Seiten der polnischen Wissenschaft“) lediglich wiederholt und ansonsten nur Fakten aufzählt: BRONISŁAW KORTUS: Der polnische Westgedanke und die Geographie, ebenda, S. 239-259.

⁸ JANUSZ JASIŃSKI: W obronie pojęcia „Warmia i Mazury“ [In Verteidigung des Begriffes „Ermland und Masurien“], in: Zapiski Historyczne 66 (2001), H. 4, S. 165-175; WŁODZIMIERZ STĘPIŃSKI: Nowe tendencje w niemieckiej historii historiografii regionalnej o dziejach byłych wschodnich prowincji Prus i Niemiec w XIX i XX wieku [Neue Tendenzen in der deutschen regionalen Historiographieggeschichte über die ehemaligen Ostprovinzen Preußens und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert], in: Przegląd Zachodniopomorski 14 (1999), Nr. 1, S. 7-31. Vgl. auch das umfangreiche Interview, das der Senior der polnischen Westforschung, Gerard Labuda, der Tageszeitung *Gazeta Wyborcza* gegeben hat: Polacy i Niemcy: dialog głuchych. Z Gerardem Labudą rozmawiał Paweł Wroński [Polen und Deutsche: Dialog von Tauben. Mit Gerard Labuda sprach ...], in: *Gazeta Wyborcza* vom 1.7.2002.

der einprägsamen Bezeichnung „Deutschlands Osten – Polens Westen“ versehen werden.⁹

Jüngst ist nun in Deutschland ein erster unterschwelliger Versuch unternommen worden, deutsche Ostforschung und polnische Westforschung miteinander in Beziehung zu setzen.¹⁰ Dieser Versuch soll hier nicht kommentiert werden, auch wenn die stellenweise abwegigen Äußerungen des Verfassers eigentlich eine umfangreiche Replik erfordern würden.¹¹ Weitere Arbeiten zu dieser Thematik sind in Vorbereitung oder gerade erschienen.¹² Dennoch mangelt es weitgehend an einem komparatistischen Ansatz, der hier versucht werden soll.¹³

II

Warum soll man überhaupt vergleichen, und wie aussagekräftig sind Vergleiche wie der hier angesprochene? Ohne eine Lösung aller strittigen Fragen zu erwarten, kann man doch davon ausgehen, daß im Vergleich gerade nationaler Diskurse deutlicher werden kann, ob es sich bei bestimmten Entwicklungen um Sonderwege oder international gängige Prozesse handelt. Solche Vergleiche stellen keine Konstruktion der Vergangenheit aus heutiger Perspektive dar, denn sie waren den an den Diskursen Beteiligten im behandelten Zeitraum durchaus bewußt. Der in der Forschung neuerdings wieder auflebende Streit um die Unterschiede von Kulturtransfer und Vergleich führt hierbei allerdings nicht weiter, da ein Vergleich selbstverständlich nicht mehr von

⁹ Siehe etwa KLAUS ZERNACK: Deutschlands Osten – Polens Westen. Zum Lebenswerk des polnischen Mediävisten Benedykt Zientara (1928-1983), in: Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 33 (1984), S. 92-111.

¹⁰ MARTIN BURKERT: Die Ostwissenschaften im Dritten Reich, Teil I: 1933-1939, Wiesbaden 2000 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 55).

¹¹ Siehe aber dazu EDUARD MÜHLE: Ostforschung und Nationalsozialismus. Kritische Bemerkungen zur aktuellen Forschungsdiskussion, in: ZfO 50 (2001), S. 256-275; MARKUS KRZOSKA: Sammelrezension Deutsche Ostforschung, in: Inter Finitimos Nr. 17/18 (2000), S. 66-76.

¹² WOLFGANG KESSLER: Die „Ostforschung“ und die Deutschen in Polen, in: Nordost-Archiv 9 (2000), Nr. 2, S. 379-411; JÖRG HACKMANN: Strukturen und Institutionen der polnischen Westforschung (1918-1960), in: ZfO 50 (2001), S. 230-255; DERS.: Deutschlands Osten – Polens Westen als Problem der Geschichtsschreibung, in: Deutschlands Osten – Polens Westen. Vergleichende Studien zur geschichtlichen Landeskunde, hrsg. von MATTHIAS WEBER, Frankfurt/M. u.a. 2001 (Mitteleuropa – Osteuropa, 2), S. 210-235; Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung (wie Anm. 5); MARKUS KRZOSKA: Für ein Polen an Oder und Ostsee. Zygmunt Wojciechowski (1900-1955) als Historiker und Publizist, Osnabrück 2003; DERS.: Ostforschung, in: Handbuch der völkischen Wissenschaft, hrsg. von MICHAEL FAHLBUSCH u.a. (in Vorbereitung).

¹³ Zur grundlegenden Problematik vgl. MARKUS KRZOSKA: Überlegungen zur deutsch-polnischen Historiographiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Inter Finitimos Nr. 17/18 (2000), S. 3-16.

der Unabhängigkeit der Vergleichseinheiten ausgehen kann, sondern Elemente der Beziehungsgeschichte beinhalten muß.¹⁴

Die Aussagekraft eines Vergleiches hängt zweifellos von der Tiefe der Interpretation ab. Es reicht nicht aus, aufgrund vermeintlicher oberflächlicher Parallelen oder Unterschiede Interdependenzen bzw. deren Fehlen zu konstatieren. Vielmehr müssen der historisch-politische Kontext, die jeweilige theoretische Begründung und die konkrete Umsetzung mit berücksichtigt werden, damit das Gesamtbild nicht schief wird.¹⁵ Wie soll man aber nun deutsche Ostforschung und polnische Westforschung miteinander vergleichen, wenn sicher ist, daß es sich nicht einfach um zwei Seiten einer Medaille handelt?

Zunächst einmal ist nur klar, daß ein solcher Vergleich zeitlich eingeschränkt werden muß. Am sinnvollsten, weil am besten aufgearbeitet, scheint er momentan für die Zwischenweltkriegszeit zu sein. Zudem: Sobald man die Zeit des Zweiten Weltkriegs mit ins Spiel brächte, wäre jede Art von Gegenüberstellung absurd. Vor dem Hintergrund der Beteiligung vieler deutscher Ostforscher an den nationalsozialistischen Raum- und Bevölkerungsplanungen, an der Diskriminierung und Verfolgung ihrer polnischen Kollegen, ja in einigen Fällen sogar bei der Vernichtung der Juden, angesichts der Huldigungen gegenüber der Politik Hitlers, der zielstrebigem Inanspruchnahme eigener Karrierechancen in den besetzten Gebieten (etwa an den Reichsuniversitäten von Posen und Prag oder am „Institut für deutsche Ostarbeit“ in Krakau, um nur einige mögliche Orte des wissenschaftlichen Aufstiegs zu nennen), der Beteiligung am Kulturrab wie der Plünderung von Museen, Archiven und Bibliotheken usw. ist eine vergleichende Betrachtung nicht mehr möglich, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, sie unter purer Zurechtbiegung der Tatsachen durchzuführen.

Für die Zeit zwischen 1945 und 1989 ist es dagegen schon eher sinnvoll, die Ähnlichkeiten und Unterschiede gegeneinander abzuwägen. Aufgrund der Tatsache, daß der Forschungsstand hierzu noch weit schlechter ist, werde ich mich jedoch auf einige naheliegende Punkte am Ende dieses Textes beschränken, die nur einleitenden Charakter für nötige weitere Arbeiten haben sollen.

Grenzt man einen Vergleich auf die Jahre zwischen 1919 und 1939 ein, so muß man nicht zwangsläufig verdrängen, was in den Jahren danach geschah,

¹⁴ CHRISTOPH CONRAD, SEBASTIAN CONRAD: Wie vergleicht man Historiographien?, in: Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, hrsg. von CHRISTOPH CONRAD u.a., Göttingen 2002, S. 14-19; JOHANNES PAULMANN: Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift 267 (1998), S. 649-685.

¹⁵ Peter Schöttler hat gezeigt, daß anderenfalls sogar gemeinsame Elemente zwischen der deutschen Volksgeschichte und der französischen „Annales“-Schule gefunden werden könnten. Vgl. PETER SCHÖTTLER: Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen *Annales* und die NS-Volksgeschichte vergleichen?, in: Die Nation schreiben (wie Anm. 14), S. 271-295.

kann aber gleichzeitig versuchen, epochenimmanent zu argumentieren. Diese Argumentation kann nur eine vorläufige und polemische sein, die im Detail zuspitzen muß, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede besonders hervorzuheben. Die Auffassung von den „unterschiedlichen Blütezeiten“ der beiden Forschungsrichtungen – wie sie der Posener Historiker Jan M. Piskorski vertreten hat – ist angesichts des jeweiligen Arbeitsertrags jedenfalls wohl nur schwer haltbar.¹⁶ Weder stand die polnische Westforschung in der Zwischenkriegszeit wesentlich hinter der deutschen Ostforschung zurück, noch war es nach 1945 umgekehrt.

III

Die Frage nach dem unmittelbaren Zusammenhang beider Forschungsrichtungen drängt sich als erste auf. Die traditionelle deutsche Beschäftigung mit Mittel- und Osteuropa geht zwar auf das 19. Jahrhundert zurück, doch war es erst der verlorene Erste Weltkrieg mit den als ungerecht aufgefaßten Grenzfestlegungen von Versailles, der ein verstärktes Interesse der deutschen Historiker auslöste und neue methodische Fragestellungen zur Folge hatte. Ausgehend vom traditionellen deutschen Überlegenheitsgefühl gegenüber Polen, wie es spätestens seit der Revolution von 1848 zum „guten“ Ton weiter Teile der deutschen Eliten gehörte, war man überzeugt davon, daß dieser Staat über kurz oder lang wieder verschwinden würde. Gerade die jüngere Generation der Wissenschaftler wollte dazu ihren Beitrag leisten, indem sie das ethnische Prinzip zu einer der Leitlinien ihrer Arbeit erhob. Als jedoch im Laufe der 1920er und 30er Jahre offenbar wurde, daß sowohl die polnischen Forschungen wie auch ihre Vermarktung immer intensiver betrieben wurden, reagierte man in den entsprechenden Kreisen einerseits mit gesteigerter Aggression, andererseits mit Unsicherheit.

Die polnische Westforschung war ganz klar ein Produkt der Folgen des Ersten Weltkriegs. Zwar liegen die Wurzeln des „Westgedankens“ (*myśl zachodnia*) in der Publizistik der Nationaldemokraten des späten 19. Jahrhunderts begründet und wurden durch Roman Dmowskis breit rezipiertes Buch „Niemcy, Rosja i kwestia polska“ [Deutschland, Rußland und die polnische Frage] von 1908 noch verstärkt, doch machten es erst die neuen Ausgangsbedingungen nach 1918 möglich, Forschungen innerhalb eines eigenen Staats

¹⁶ PISKORSKI: Ostforschung (wie Anm. 3), S. 380. Piskorski irrt ebenfalls, wenn er meint, die Auffassung des Krakauer Mediävisten Józef Mitkowski verallgemeinern zu können, indem er behauptet, die polnischen Westforscher seien unmittelbar nach 1945 nicht an einer Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus den „ziemie zachodnie“ interessiert gewesen. Gerade für den führenden Vertreter dieser Richtung, Zygmunt Wojciechowski, läßt sich ein klares Plädoyer für die Vertreibung der Deutschen – mit Ausnahme zu polonisierender „Autochthoner“ – schon für das Jahr 1941 nachweisen. Vgl. dazu Archiwum PAN w Poznaniu, Nachlaß Zygmunt Wojciechowski: Fragment 4: Granica zachodnia Polski i zagadnienie organizacji Europy Środkowej (1941) [Die Westgrenze Polens und die Frage der Organisation Mitteleuropas].

zu betreiben.¹⁷ Ein erster großer Erfolg war die Beteiligung von Wissenschaftlern an der Versailler Friedenskonferenz, wo es diesen gelang, einen Großteil ihrer Vorstellungen zur neuen polnischen Westgrenze durchzusetzen.

Die antideutsche Zielrichtung dabei war ganz natürlich, stammten doch die einschlägigen Arbeiten zu den umstrittenen Gebieten wie Oberschlesien, Pommerellen/Westpreußen oder Großpolen/Posener Land aus der Feder deutscher Wissenschaftler. Es ging also nun darum, bestimmte Themen national-polnisch zu besetzen und Frontlinien aufzubauen, die auch in der internationalen Gelehrtenwelt wahrgenommen werden sollten. Dabei gelang es der polnischen Seite nicht, vom offensichtlichen Qualitätsverfall der deutschen Ostforschung zu profitieren und eigene nennenswerte, methodisch weiterführende Konzepte zu entwickeln.¹⁸

Ein Zusammenhang zwischen beiden Forschungsrichtungen mußte schon allein deswegen entstehen, weil man die gleichen geographischen Regionen beanspruchte. Die These, auf der europäischen Landkarte sei nur Platz für Preußen oder Polen, wurde von vielen Historikern auf beiden Seiten unterstützt. Auf deutscher Seite handelte es sich hierbei lediglich um eine Weiterführung des traditionellen antipolnischen Diskurses seit der Zeit der Teilungen des späten 18. Jahrhunderts, und auch die antipreußische Komponente des polnischen Geschichtsbildes läßt sich nicht erst auf die Jahre des Ersten Weltkriegs zurückführen. Eine *histoire totale* der umstrittenen Regionen schien beiden Historiographien die beste Garantie zur Sicherung auch politischer Ansprüche zu sein.

Der enge Bezug deutscher und polnischer Ideologien aufeinander ist für die ganze Zwischenweltkriegszeit nachweisbar: von der Arbeit der regional ausgerichteten Institute auf beiden Seiten über die Publikationen bis hin zu persönlichen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Wissenschaftlern. Eine rein defensive Grundhaltung auf polnischer Seite ist um so schwerer festzustellen, je mehr man sich dem Zweiten Weltkrieg nähert.¹⁹

Die erste Grundthese soll also lauten: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung entstanden aus den gleichen Quellen des übersteigerten Nationalismus, wobei die deutsche Seite quasi die ältere Stiefschwester der polnischen darstellte. Die Tatsache, daß man um Regionen und die Interpreta-

¹⁷ Zu den Anfängen des Westgedankens siehe GEHRKE (wie Anm. 5).

¹⁸ Siehe MICHAEL G. MÜLLER: Bilder und Vorstellungen der Ostforschung von der Geschichte Polens in der Frühen Neuzeit, in: ZfO 46 (1997), S. 376-391, hier S. 388 f.

¹⁹ Vgl. MARKUS KRZOSKA: Nation und Volk als höchste Werte: die deutsche und die polnische Geschichtswissenschaft als Antagonisten zwischen den Weltkriegen. *Naród i lud jako najwyższe wartości: niemiecka i polska historiografia jako antagoniści w okresie międzywojennym*, in: *Nacjonalizm a tożsamość narodowa w Europie Środkowo-Wschodniej w XIX i XX w. Nationalismus und nationale Identität in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von BERNARD LINEK und KAI STRUVE, Opole, Marburg 2000 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 12), S. 297-314.

tion ihrer Vergangenheit stritt, bedingte zwangsläufig, daß man sich ähnlicher Methoden bediente.

Wenn man sich die Prämissen dieser Methoden einmal näher anschaut, gelangt man zum zweiten möglichen Vergleichsfeld. Sie sind auf beiden Seiten durchaus ähnlich, wenn auch die Terminologie nicht immer identisch ist. Auf polnischer Seite steht die Nation über allen anderen Werten. Der alte Diskurs über den Vorrang von Staat oder Nation, der die polnische intellektuelle Öffentlichkeit spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigte, war insofern vorentschieden worden, als der Staat als erstes Ziel 1918 erreicht worden war.²⁰ Die Unterschiede zwischen den Lagern verloren immer mehr an Bedeutung. Piłsudskis Putsch von 1926 bedeutete zwar noch einmal ein Aufleben des eher staatsorientierten, scheinbar föderalen Konzeptes, doch etwa seit Beginn der 1930er Jahre waren die Bestrebungen nach einer nationalen Homogenisierung des polnischen Staates in der Gesellschaft mehrheitsfähig. Die Nation, Trägerin des Polentums in der „Zeit der Unfreiheit“, stand über Werten wie der Unparteilichkeit der Wissenschaft oder der Erforschung dessen, wie „es eigentlich gewesen“ ist. Schon eher ging es um die Konstruktion von Geschichtsbildern, nationalen Meistererzählungen, also danach, „wie es eigentlich gewesen sein könnte“.²¹

Auf deutscher Seite war es immer mehr der Begriff des „Volkes“, der in den Debatten in den Vordergrund drang. Dabei setzte man sich bewußt zum Ziel, sich von „etatistischen Dogmen zu befreien“, wie es der Leipziger Landeshistoriker Rudolf Köttschke im Jahre 1924 ausdrückte.²² Statt dessen sollte sich die Wissenschaft auf Volk und Volkstum als Bewahrer des Unveränderlichen in der Geschichte und Garant des unverfälschten Deutschtums konzentrieren. Für Minderheiten war hier kein Platz, besonders alles Slawische wurde von Anfang an diffamiert.²³ Die Vergangenheit des deutschen

²⁰ ANDRZEJ WIERZBICKI: *Naród – państwo w polskiej myśli historycznej dwudziestolecia międzywojennego* [Nation – Staat im polnischen historischen Denken der Zwischenkriegszeit], Wrocław u.a. 1978.

²¹ Siehe dazu MATTHIAS MIDDELL, MONIKA GIBAS, FRANK HADLER: Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen, in: *Zugänge zu historischen Meistererzählungen*, hrsg. von MATTHIAS MIDDELL u.a. (Comparativ 10, H. 2), Leipzig 2000, S. 7-35; BENEDICT ANDERSON: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983.

²² RUDOLF KÖTZSCHKE: *Nationalgeschichte und Landesgeschichte* [1924], in: *Probleme und Methoden der Landesgeschichte*, hrsg. von PANKRAZ FRIED, Darmstadt 1978, S. 13-37.

²³ Damit standen die Ostforscher in der fragwürdigen Tradition eines Theodor Mommsen, der schon am Anfang des 20. Jahrhunderts von den „barbarischen Slaven“ gesprochen hatte. Es ließen sich beliebig viele weitere derartige Zitate finden, die den heutigen Leser je nach Gemütslage entweder erschüttern oder zum Schmunzeln bringen. Siehe etwa die Gegenüberstellung des Deutschen als Kulturträger und des Polen als kulturlosen „Waldmensch“ in: WILHELM VOLZ: *Die völkische Struktur Oberschlesiens*. In drei Karten dargestellt, Breslau 1921.

Volkes wurde genauso national verklärt, die Erfindung identitätsstiftender Mythen stand im Vordergrund.

Der im Zusammenhang damit unter anderem durch den Geographen Albrecht Penck geprägte Begriff des „Volksbodens“ bezeichnete ein einheitliches, geschlossenes Siedlungsgebiet einer ethnisch homogenen Bevölkerung.²⁴ Für solche Definitionen hatte man auch in Polen Verständnis. Vermutlich in Anknüpfung daran und an ähnliche Überlegungen Roman Dmowskis vom Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte der Historiker Zygmunt Wojciechowski – ein genauer Kenner der deutschen wissenschaftlichen und politischen Literatur – sein Idealbild von einem Staat, der sich auf eine ethnisch polnische, „geschlossen siedelnde Masse“ stützen sollte.²⁵ Die These Jörg Hackmanns, es habe sich hier lediglich um eine Projektion der staatlichen Situation des piastischen Mittelalters in die Gegenwart gehandelt, ist in dieser Deutlichkeit nicht haltbar; zweifellos trifft es jedoch zu, daß die Anwendung ethnischer Untersuchungskriterien durch polnische Wissenschaftler regional verschieden ausfiel.²⁶

Den Weg weg von der reinen politischen und Diplomatiegeschichte hin zu einer Geschichte der breiten Masse, wie er unter anderem von Karl Lamprecht an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vorgezeichnet worden war, beschränkt nicht nur ein Teil seiner deutschen Schüler, sondern auch einige Polen, die bei ihm studiert hatten, etwa der nationaldemokratische Krakauer Historiker Wacław Sobieski.²⁷ Als Beispiel für die dominierenden Grundmuster auf beiden Seiten kann die Geschichte des Mittelalters dienen, wo der Begriff des „deutschen Drangs nach Osten“ auf deutscher Seite als positives Leitbild, auf polnischer Seite als existentielle Bedrohung aufgefaßt und interpretiert wurde.²⁸

²⁴ Nach WILLI OBERKROME: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 101), S. 28.

²⁵ ZYGMUNT WOJCIECHOWSKI: Państwo narodowe, kurje narodowościowe, autonomizm i federalizm [Nationalstaat, Nationalitätenkurien, Autonomismus und Föderalismus], in: Awangarda 9 (1930), S. 14-16; DERS.: Jeszcze o „państwie narodowym“ [Noch einmal über den „Nationalstaat“], in: Awangarda 9 (1930), S. 50-53; DERS.: Jeszcze pokłosie „państwa narodowego“ [Noch ein Nachtrag zum „Nationalstaat“], in: Awangarda 9 (1930), S. 130-133; DERS.: Rozwój terytorialny Prus w stosunku do ziem macierzystych Polski [Die territoriale Entwicklung Preußens in bezug auf die Mutterländer Polens], Toruń 1933.

²⁶ HACKMANN: Deutschlands Osten (wie Anm. 12), S. 225.

²⁷ ANDRZEJ FELIKS GRABSKI: Karl Lamprecht i polski „spór o metodę“ [K. Lamprecht und der polnische „Methodenstreit“], in: DERS.: Kształy historii, Łódź 1985, S. 181-314; WŁODZIMIERZ BORODZIEJ: „Ostforschung“ aus der Sicht der polnischen Geschichtsschreibung, in: ZfO 46 (1997), S. 405-426, hier S. 415 f.

²⁸ Siehe dazu u.a. HENRY CORD MEYER: Drang nach Osten. Fortunes of a Slogan-concept in German-Slavic Relations, Bern u.a. 1996; WOLFGANG WIPPERMANN: Der „Deutsche Drang nach Osten“. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes, Darmstadt 1981.

Auf beiden Seiten verbargen sich zudem hinter neuen Formulierungen mitunter lediglich die klassischen Komponenten nationaler Einseitigkeit. Man mußte in der deutschen Historiographie der Jahre vor 1945 in methodischer Hinsicht nicht die Volksgeschichte favorisieren, um Ostforschung zu betreiben. Umgekehrt definierte sich nicht jeder polnische Westforscher durch die Verwendung der nationalen Paradigmata der politischen Rechten.

Die zweite These kann also lauten, daß sich deutsche und polnische Forscher trotz unterschiedlicher Begriffsbildung quasi *ex negativo* darin einig waren, daß es höhere Werte als Objektivität geben müsse, um nationale Ansprüche zu schützen. Im Zusammenhang damit griff man gerne auf antimodernistisches und antiaufklärerisches Vokabular zurück, ein Trend, der sich schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in beiden Gesellschaften abgezeichnet hatte. Vor diesem Hintergrund war jedwede Form einer wirklichen Annäherung unmöglich. Solche Positionen stellten im Europa jener Zeit aber kein Spezifikum der deutsch-polnischen Auseinandersetzung dar.

Geht man nun zu den Methoden über, die deutsche und polnische Wissenschaftler anwandten, ist festzustellen, daß man sich mit den herkömmlichen Ansätzen auf beiden Seiten nicht mehr zufrieden gab. Das politikgeschichtliche Modell hatte sich als untauglich erwiesen, die neuen Herausforderungen zu bewältigen; die Fixierung auf staatliche Politik war den Veränderungen, die infolge des Ersten Weltkriegs stattgefunden hatten (Zusammenbruch der Vielvölkerstaaten, russische Revolution, Ansätze einer Demokratisierung der Gesellschaften), nicht länger gewachsen. Das wesentlich Neue war nun, daß man über die engen Grenzen des Faches hinaus zu blicken begann. Der Wunsch, möglichst alle nationalen Kräfte zusammenzuführen, äußerte sich erstmals in einer multi- und interdisziplinären Herangehensweise.

Ob diese Verfahren nun innovativ waren oder nicht, ist in der Forschung umstritten. Willi Oberkrome hat auf der einen Seite Kriterien für eine „moderne“ Volksgeschichte aufgestellt und betont, daß diese „hermeneutische Bollwerke der historistischen Orthodoxie partiell geschleift“ habe, auf der anderen Seite aber darauf verwiesen, daß es gerade in der Ostforschung keinen grundsätzlichen Bruch mit den alten ideologischen Lehrgebäuden gegeben habe.²⁹ Jörg Hackmann wiederum sprach der Ostforschung bis auf eine gewisse Interdisziplinarität innovative Kriterien weitgehend ab, stellte aber gleichzeitig die Frage, ob sie nicht dennoch soziologischen Fragestellungen in

²⁹ WILLI OBERKROME: Geschichte, Volk und Theorie. Das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“, in: Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, hrsg. von PETER SCHÖTTLER, Frankfurt/M. 1997, S. 104-127, hier S. 114 f.; DERS.: Aspekte der deutschsprachigen „Volksgeschichte“, in: Zwischen Konfrontation und Kompromiß. Oldenburger Symposium „Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre“, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 8), S. 37-46.

der Geschichtswissenschaft zum Durchbruch verholfen habe.³⁰ Eine klare Antwort hierauf wird sich nicht finden lassen, hatte doch jeder der beteiligten Wissenschaftler methodische Präferenzen, die sich nur schwer zu einem Gesamtbild fügen lassen.

Unumstritten ist jedenfalls die Tatsache, daß in den 1920er Jahren neue wissenschaftliche Netzwerke entstanden. Ein Kreis meist junger, ehrgeiziger Wissenschaftler mit annähernd gleichen politischen Vorstellungen tat sich zusammen: zum einen, um die eigenen Karrieren zu promovieren, zum anderen, um ihre Ideen einem möglichst großen Teil der Gesellschaft nahezubringen. Dieser Prozeß war erst Ende der 1930er Jahre richtig abgeschlossen und wäre ohne die Förderung von einzelnen namhaften Vertretern der mittleren Wissenschaftlergeneration (Hermann Aubin, Hans Rothfels, Otto Brunner) nicht möglich gewesen.³¹ In Deutschland spielte er sich stärker im Verborgenen ab als in Polen. Die Einbeziehung von Geo- und Kartographen, Volkskundlern, Soziologen, Archäologen, Ökonomen, Juristen usw. in die Arbeitsstrukturen ermöglichte die Ausweitung des Handlungsspielraums an den Universitäten zum einen, im Diskurs der Eliten zum anderen. Außerdem glaubte man nach der Parole „gemeinsam sind wir stark“, auf diese Weise am besten „gegnerische Erklärungen zurückweisen zu können“.³²

In Polen dagegen war dieses Netzwerk durchschaubarer. Seit Anfang der 1920er Jahre sammelten sich überwiegend nationaldemokratisch orientierte Wissenschaftler, die an einer Ausbreitung ihres Gedankenguts lebhaft interessiert waren, vor allem im Westen des Landes. Auch hier konnte das nur so gut funktionieren, weil die Vertreter verschiedener Fächer miteinander kooperierten und bereit waren, auf Ergebnisse „moderner“ Methoden zurückzugreifen (archäologische Ausgrabungen, empirische Untersuchungen, sozialwissenschaftliche Fragestellungen), ohne zu vergessen, daß am Ende „national verwertbare“ Ergebnisse herauszukommen hatten. Das in Deutschland zu beobachtende Generationenphänomen greift bei den polnischen Westforschern nicht so deutlich: Es waren durchaus bereits etablierte Wissenschaftler unter ihnen, wenn auch eine Reihe von Jungen ihre Karriere in diesen Kreisen begann wie der eigentliche „spiritus rector“ der Westforschung, Zygmunt Wojciechowski, der schon früh zu den bedeutendsten Rechtshistorikern seiner Zeit gehörte.³³ Eine Beschränkung der Untersuchung auf die Historikerschaft

³⁰ HACKMANN: Ostforschung (wie Anm. 5), S. 39 bzw. 40.

³¹ Ebenda, S. 37 f. Hackmann verwendet hier die Bezeichnungen „Frontgeneration“ und „Kriegsjugendgeneration“. Dort auch der Hinweis auf den ursprünglich außeruniversitären Charakter der Ostforschung.

³² RUDOLF KÖTZSCHKE: Über den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung, in: Der ostdeutsche Volksboden, hrsg. von WILHELM VOLZ, Breslau 1926, S. 26, Anm. 16.

³³ Man kann jedenfalls nicht davon sprechen, daß nur zweitrangige Wissenschaftler die Bewegung trugen. Anderer Ansicht ist PISKORSKI: „Deutsche Ostforschung“ (wie Anm. 6), S. 384.

ist allerdings genauso wenig nützlich wie in Deutschland, entwickelten sich die oftmals polemischen Kontroversen doch auch in der Geographie, den Sprachwissenschaften und in der Vor- und Frühgeschichte. Daß letztere besonders betroffen war, muß schon aus pragmatischen Überlegungen nicht überraschen, galt doch lange Zeit der Grundsatz, daß die älteste Besiedlung einer Region rechtmäßige Ansprüche auf diese begründe. Diese Ansichten waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der deutschen Forschung weit verbreitet und wurden von den polnischen Schülern deutscher Professoren bereitwillig übernommen und für die eigenen nationalen Zwecke adaptiert. Um nur ein besonders prägnantes Beispiel zu nennen: Der Posener Vor- und Frühgeschichtler Józef Kostrzewski wurde in Berlin bei Gustaf Kossinna promoviert, zu dessen schärfstem Kritiker er in der Folgezeit wurde.³⁴ Während in anderen europäischen Ländern und auch in den USA die Rhetorik vom „deutschen Modell“ keineswegs zu dessen direkter Übernahme führte, folgte man in Polen im organisatorischen Bereich, aber auch in manchen methodischen und ideologischen Aspekten dem deutschen Vorbild, ohne in der Öffentlichkeit darüber zu reden.³⁵

Es folgt daraus die dritte These, daß nämlich in der Bereitschaft zur internen „Modernisierung“ die Ähnlichkeiten deutscher Ostforschung und polnischer Westforschung unmittelbar spürbar sind, wenn es auch Unterschiede im Detail gab und geben mußte, da die politischen Voraussetzungen in beiden Ländern grundverschieden waren.

Der Weg von der inhaltlichen Zusammenarbeit zur organisatorischen ist nicht weit. Ansatzpunkt dafür war in Deutschland zunächst die Leipziger „Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung“, die von 1920 bis 1933 bestand, sowie später die sogenannten „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“, im Falle der Ostforschung die „Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft“ mit den auf vielfältige Weise mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Institutionen (in Breslau, Danzig, Königsberg, Berlin-Dahlem

³⁴ LEON KOCZY: *Zaslugi Józefa Kostrzewskiego dla archeologii polskiej* [J. Kostrzewskis Verdienste um die polnische Archäologie], in: *Teki Historyczne* (1969-1971), Bd. 16, S. 224-238. Die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung gehörte zudem zu jenen Fachrichtungen, die besonders bereitwillig den ostforscherlichen Duktus von der Überlegenheit alles „Germanischen“ pflegten und sich dann intensiv dem Nationalsozialismus andienten. Siehe dazu jetzt: *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945*, hrsg. von ACHIM LEUBE u.a., Heidelberg 2002; *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995*, hrsg. von HEIKO STEUER, Berlin, New York 2001. Zu den deutsch-polnischen Forscherkontroversen vgl. JAN ŽAK: *Słowianie i Germanie w prahistorii polskiej i niemieckiej* [Slawen und Germanen in der polnischen und deutschen Vor- und Frühgeschichte], in: *Stosunki polsko-niemieckie w historiografii*, hrsg. von JERZY KRASUSKI, Bd. 1, Poznań 1974, S. 21-149.

³⁵ GABRIELE LINGELBACH: *Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2003.

usw.), wo eine enge Vernetzung wissenschaftlicher und propagandistischer Arbeiten stattfand, deren langfristige Ziele nicht nur die Rückgewinnung der Meinungsführerschaft auf internationaler Ebene, sondern auch die Germanisierung eines großen Teiles Ostmittel- und Osteuropas waren.³⁶ Die zentralen Personen dieses Netzwerks waren dabei auf mehreren Ebenen tätig, um ihre wissenschaftliche Arbeit genauso zu steuern wie deren publizistische Verbreitung.³⁷ Gesellschaftliche Organisationen wie der „Bund Deutscher Osten“ (BDO) übernahmen die Popularisierung der Ergebnisse und regten ihrerseits weitere Studien an.³⁸

Auch in Polen war der Versuch zur Schaffung institutioneller Strukturen rasch vorangekommen. Sein Zentrum war die 1919 als *wszechnica piastowska* (Piastische Universität) gegründete Posener Universität, deren explizites Ziel es war, gegen deutsche Positionen in Wissenschaft und Gesellschaft vorzugehen.³⁹ Mit Hilfe eines Studium generale, öffentlicher Vorträge in der Provinz und sogar unter der polnischen Minderheit in Deutschland, der Zusammenarbeit mit Multiplikatoren in den regionalen historischen Gesellschaften und der Gründung ebenfalls nach dem Regionalprinzip funktionierender Forschungsförderungsinstitute (Ostsee-Institut in Thorn, gegründet 1926, Schlesisches Institut in Kattowitz, gegründet 1934) gelang es dieser Gruppe mit namhaften Wissenschaftlern wie Zygmunt Wojciechowski, Józef Kostrzewski und Stanisław Pawłowski an der Spitze trotz finanzieller Schlechterstellung gegenüber ihren deutschen Kollegen, eine gut funktionierende „Werkstatt“ auf die Beine zu stellen, in der sowohl wissenschaftliche Produktion als auch publizistische Reklame, das heißt die konkrete Organisation der Forschungen und ihre Vermarktung, ausgezeichnet funktionierten. Auch in Polen waren es Vereinigungen wie der „Verband zur Verteidigung der Westgebiete“ (*Zwią-*

³⁶ MICHAEL FAHLBUSCH: „Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!“ Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920-1933, Bochum 1994; DERS.: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? (wie Anm. 1).

³⁷ Vgl. MICHAEL BURLEIGH: Albert Brackmann (1871-1952) Ostforscher: The Years of Retirement, in: *Journal of Contemporary History* 23 (1988), Nr. 4, S. 573-588; INGO HAAR: „Revisionistische“ Historiker und Jugendbewegung. Das Königsberger Beispiel, in: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft* (wie Anm. 29), S. 52-103; HANS-ERICH VOLKMANN: Historiker aus politischer Leidenschaft. Hermann Aubin als Volksgeschichts-, Kulturboden- und Ostforscher, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), H. 1, S. 32-49.

³⁸ KAROL FIEDOR: *Bund Deutscher Osten w systemie antypolskiej propagandy* [Der Bund Deutscher Osten im System antipolnischer Propaganda], Warszawa, Wrocław 1977.

³⁹ Siehe dazu BERNARD PIOTROWSKI: *O Polskę nad Odrą i Bałtykiem. Myśl zachodnia i badania niemcoznawcze Uniwersytetu Poznańskiego (1919-1939)* [Um ein Polen an Oder und Ostsee. Der Westgedanke und die deutschlandkundlichen Forschungen der Universität Posen (1919-1939)], Poznań 1987.

zek Obrony Kresów Zachodnich, ZOKZ), die die Arbeiten der Westforscher verbreiteten.⁴⁰

Daraus resultiert die vierte These, daß nämlich gerade im Bereich der Organisationsformen die deutsch-polnischen Ähnlichkeiten besonders groß waren. Die gegenseitige genaue Beobachtung der Arbeitsweisen der Institute verstand sich angesichts der unmittelbaren Konkurrenzsituation von selbst. Vor dem Hintergrund der Diskussionen um die Institutionalisierung historischer Forschung⁴¹ ist dies zwar nicht verwunderlich, sollte aber dennoch hervorgehoben werden.

Bei der Betrachtung der unveröffentlichten Quellen, aber auch der publizierten Texte jener Jahre fällt auf, wie gut die beiden Seiten einander kannten. Als fünfte These könnte man somit von einer fast schon manischen Fixierung aufeinander sprechen. Das betraf nicht nur die Argumentationslinien im wissenschaftspolitischen Diskurs der beiden Länder, wo die Existenz des jeweils anderen eine willkommene Argumentationshilfe bei der Forderung nach mehr Geld und Personal für die eigenen Forschungen war („wir brauchen mehr Geld, weil die auch mehr Geld bekommen...“), sondern man kann meiner Meinung nach geradezu von einer psychologischen Zwangshandlung sprechen, die letztlich dazu führte, daß, zumindest was Methoden, Argumentationsweisen und Zielvorstellungen, weniger was Motivationen angeht, eine weitgehende Austauschbarkeit vorhanden war. In diesen Bereich gehört die Tatsache, daß fast alle polnischen Westforscher entweder direkt oder indirekt mit dem deutschen Wissenschaftsbetrieb verbunden waren, da sie selbst oder ihre akademischen Lehrer zeitweilig an deutschen Universitäten studiert und die dortigen Methoden kennengelernt hatten. Bis zum Anfang der 1930er Jahre erschienen auch einige Werke polnischer Wissenschaftler in offizieller deutscher Übersetzung, unter anderem unter Vermittlung des Breslauer Ost-europa-Instituts. Danach wurden freilich nur Übersetzungen „für den Dienstgebrauch“ im Rahmen der Publikationsstelle Dahlem angefertigt, von denen die Autoren meist gar nichts erfuhren.⁴² In seltenen Fällen kam es auch zu direkten wissenschaftlichen Kontakten, die durch Forschungsaufenthalte er-

⁴⁰ MARIAN MROCZKO: Związek Obrony Kresów Zachodnich 1921-1934. Powstanie i działalność [Der Verband zur Verteidigung der Westmarken 1921-1934. Entstehung und Tätigkeit], Gdańsk 1977. Auch für die wenigen Jahre nach 1945, in denen Organisationen wie der Westverband (unter dem Namen „Polski Związek Zachodni“) noch existieren durften, läßt sich eine enge Zusammenarbeit mit Einrichtungen wie dem Posener West-Institut feststellen, vgl. STRAUCHOLD (wie Anm. 6), S. 54.

⁴¹ Aufbauend auf MATTHIAS MIDDELL, GABRIELE LINGELBACH, FRANK HADLER: Institutionalisierung historischer Forschung und Lehre. Einführende Bemerkungen und Fragen, Leipzig (unveröffentlichtes Thesenpapier) 1999.

⁴² JAN BAUMGART: Co tłumaczyła „Publikationsstelle“? Wykaz polskich książek i większych rozpraw tłumaczonych w Berlinie w latach 1935-1944 [Was übersetzte die „Publikationsstelle“? Verzeichnis der in den Jahren 1935-1944 in Berlin übersetzten polnischen Bücher und größeren Abhandlungen], in: Przegląd Zachodni 4 (1948), Nr. 1, S. 44-63.

möglichst wurden, etwa die verschiedenen Deutschlandbesuche Zygmunt Wojciechowskis oder die Polenreisen Herbert Ludats, Erich Maschkes oder Werner Conzes.⁴³ Dabei sollte allerdings nicht unterschlagen werden, daß polnische Historiker in vielen Fällen keine Benutzungsgenehmigung für deutsche Archive erhielten, weil sie – vermeintlich oder tatsächlich – heikle Themen bearbeiten wollten.⁴⁴

Der Vorbildcharakter der deutschen Wissenschaft war für die polnischen Westforscher unbestritten. Es ging deshalb auch nie darum, diese moralisch zu verurteilen oder zu diskreditieren, sondern vielmehr darum, genauso gut zu agitieren wie diese, genauso „national“ zu sein, genauso perfekt die westlichen Öffentlichkeiten zu erreichen usw.⁴⁵

⁴³ ZYGMUNT WOJCIECHOWSKI: Ze slawistyki i studiów nad niemieckim Wschodem w Niemczech [Zur Slawistik und den Studien über den deutschen Osten in Deutschland], in: *Kwartalnik Historyczny* 43 (1929), Bd. 2, S. 261-284, Teil 2 u.d.T.: Ze slawistyki i badań nad wschodem niemieckim w Niemczech [Zur Slawistik und den Forschungen über den deutschen Osten in Deutschland], in: *Roczniki Historyczne* 7 (1931), S. 82-112; JAN M. PISKORSKI: Herbert Ludat (1910-1993) – historyk słowiańszczyzny zachodniej i stosunków polsko-niemieckich [H. Ludat – Historiker des Westslawentums und der polnisch-deutschen Beziehungen], in: HERBERT LUDAT: *Słowianie – Niemcy – Europa. Wybór prac*, hrsg. von JAN M. PISKORSKI, Marburg, Poznań 2000, S. 335; KLAUS ZERNACK: Werner Conze als Osteuropahistoriker, in: WERNER CONZE: *Ostmitteleuropa von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert*, hrsg. von KLAUS ZERNACK, München 1993, S. 242; MARIAN BISKUP: Erich Maschke als Vertreter der Königsberger Geschichtswissenschaft aus polnischer Sicht, in: *Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 41 (1993), S. 91-107.

⁴⁴ Recht gut dokumentiert ist der Fall des Mediävisten Karol Górski. Siehe dazu ZENON HUBERT NOWAK: *Starania Karola Górskiego o dostęp do archiwów Gdańska i Królewca w latach 1933-1938* [K. Górskis Bemühungen um den Zugang zu den Archiven in Danzig und Königsberg in den Jahren 1933-1938], in: *Polska i jej sąsiedzi w czasach najnowszych*, hrsg. von MIECZYSLAW WOJCIECHOWSKI, Toruń 1995, S. 107-117, sowie CZESŁAW BIERNAT: *Spór archiwalny polsko-gdańsko-niemiecki w okresie międzywojennym, 1919-1939* [Der Archivstreit zwischen Polen, der Freien Stadt Danzig und Deutschland in der Zwischenweltkriegszeit 1919-1939], Warszawa 1969. Eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Fälle und etwaiger Genehmigungen sowie der deutsch-polnischen Historikerkontakte der Jahre zwischen den Weltkriegen ist längst überfällig.

⁴⁵ Als eines von vielen Beispielen mag die Idee des Thorner Ostsee-Instituts dienen, die eigenen Forschungsergebnisse dem internationalen Publikum mit Veröffentlichungen in englischer und französischer Sprache sowie seit 1935 durch die Zeitschrift *Baltic and Scandinavian Countries* und seit 1937 durch die Zeitschrift *Jantar* zugänglich zu machen. In diesem Falle war man sogar „moderner“ als die deutschen Rivalen, die erst nach hektischen Aktivitäten des „Bundes Deutscher Osten“ 1937 die Zeitschrift *Jomsburg* gründeten. Vgl. hierzu: Bundesarchiv Berlin, R 153 (Publikationsstelle Dahlem), Nr. 35, Schreiben des Bundesleiters BDO, Theodor Oberländer, an den Generaldirektor der Staatsarchive, Albert Brackmann, vom 23.2.1935. Moralische Untertöne polnischer Historiker finden sich höchstens vereinzelt in Untergrundpublikationen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Gewisse Ähnlichkeiten lassen sich auch in den nationalen Komplexen erkennen. Besonders gut erkennbar sind diese in den Versuchen der deutschen Kunstgeschichte, die eigenen Defizite bzw. historische Verspätungen vor allem gegenüber dem Erzfeind Frankreich durch Konstruktionen von nationalen Kategorien in der Vergangenheit wie etwa der Gotik als „deutschem Stil“ zum einen sowie durch die Überbetonung des deutschen Kultureinflusses im östlichen Europa zu kompensieren, wie es Beate Störtkuuhl kürzlich nachgewiesen hat.⁴⁶ Ob allerdings die These zutrifft, erst nach der nationalsozialistischen Machtübernahme sei aus einer regional orientierten Kunstwissenschaft eine kunstgeschichtliche Ostforschung geworden, ist eher zu bezweifeln, bedarf aber noch weiterer Forschungen.⁴⁷ Ansätze von ähnlich gelagerten polnischen Komplexen sind auch in der polnischen Westforschung zu finden, etwa in der demonstrativen Vernachlässigung deutscher Einflüsse auf die eigene Geschichte, zum Beispiel im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Ostsiedlung oder der Betonung endogener Wurzeln berühmter Persönlichkeiten wie Nikolaus Kopernikus. Es mag sein, daß die polnische Kunstgeschichte nicht in demselben Maße national argumentierte, eine genauere Untersuchung müßte jedoch über die exemplarische Nennung einiger Namen hinausgehen, wie sie Adam S. Labuda präsentiert hat.⁴⁸

IV

Bei all diesen Parallelitäten wäre es unangemessen, nicht auch auf Unterschiede einzugehen. Auf die unterschiedlichen finanziellen Voraussetzungen ist schon hingewiesen worden, wenn auch die polnische Seite manchmal allzu sehr dazu neigt, die Aufwendungen staatlicher oder regionaler Stellen zu unterschätzen oder herunterzuspielen.⁴⁹ Der polnische Nachholbedarf war auf-

⁴⁶ BEATE STÖRTKUHL: Deutsche Ostforschung und Kunstgeschichte, in: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung (wie Anm. 5), S. 119-134, besonders S. 124 f. Beim pointierenden Blick auf die Ostforschung sollte die Bedeutung der deutschen Westforschung nicht außer acht gelassen werden, über deren Folgen bis zum heutigen Tage weiterhin vehement gestritten wird. Vgl. etwa HANS DERKS: Deutsche Westforschung. Ideologie und Praxis im 20. Jahrhundert, Leipzig 2001, sowie KARL DITT: Kontinuität der „Westforschung“? Kritisches zu einem Buch von Hans Derks, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=2314>.

⁴⁷ STÖRTKUHL (wie Anm. 46), S. 127.

⁴⁸ ADAM S. LABUDA: Polnische Kunstgeschichtsschreibung und die „Wiedergewonnenen Gebiete“, in: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung (wie Anm. 5), S. 135-159. Labuda geht zudem von einem unscharfen Begriff der Westforschung aus, der in unserem Kontext nicht weiterführt (ebenda, S. 137).

⁴⁹ Das gilt besonders für die beiden grundlegenden polnischen Arbeiten zu Teilaspekten des Westgedankens: MARIAN MROCZKO: Polska myśl zachodnia 1918-1939. Kształtowanie i upowszechnianie [Der polnische Westgedanke 1918-1939. Herausbildung und Verbreitung], Poznań 1986, sowie BERNARD PIOTROWSKI: W służbie nauki i narodu. Instytut Bałtycki w latach 1925-1939 [Im Dienste von Wissenschaft und Nation. Das Ostsee-Institut in den Jahren 1925-1939], Poznań 1991.

grund des verspäteten Starts selbstverständlich größer, die Ausweitung der Aktivitäten auf bisher eher vernachlässigte Regionen wie Ostpreußen in den 1930er Jahren zeugte jedoch von gestiegenem Selbstbewußtsein in diesem Bereich.⁵⁰ Die Bereitschaft der Staatsführung, Ideen und Ergebnisse der Westforscher in konkrete Politik umzusetzen, war bis Mitte der dreißiger Jahre ebenfalls gering, wenn man vom Sonderfall des autonomen Oberschlesien einmal absieht, wo der Wojewode Michał Grażyński die Wissenschaftler schon früh für politische Zwecke einspannte.⁵¹ An Anbiederungsversuchen der Westforscher fehlte es nicht, lediglich daran, diese aufzugreifen. Im Deutschland des Dritten Reichs waren die häufig nationalkonservativen Ostforscher dagegen schon deshalb willkommene Gesprächspartner, weil zunächst explizit nationalsozialistische Wissenschaftler fehlten. Ihr Einfluß wuchs sogar noch, je mehr sich der Krieg näherte, weil ihre Positionen viele Tendenzen vorauseilenden Gehorsams aufwiesen. Ein direkter Zusammenhang zwischen den Ideen und Konzepten deutscher Ostforscher und konkreten Maßnahmen der Umsiedlung von Millionen Polen (und Volksdeutschen aus dem Baltikum und Wolhynien) besteht durchaus: durch die Verbreitung völkischer und rassistischer Vorstellungen sowie in der Nutzung zuvor erfaßter statistischer und anderer Daten oder Listen von Personen, die zur Verfolgung vorgesehen waren.⁵²

Erst während des Zweiten Weltkriegs griffen die politischen und militärischen Stellen in Berlin und anderswo immer weniger auf die Vorschläge der Ostforscher zurück; die Realität hatte alle historisch-politischen Konzepte überholt, nun waren verstärkt Männer der Tat gefragt.⁵³ Zwar waren Ostforscher wie Gotthold Rhode oder Alfred Karasek als „Umsiedlungsbeauf-

⁵⁰ WOJCIECH WRZESIŃSKI: Wokół dziejów Prus Wschodnich w okresie międzywojennym w historiografii polskiej i niemieckiej [Zur Geschichte Ostpreußens in der Zwischenkriegszeit in der polnischen und der deutschen Historiographie], in: Stosunki polsko-niemieckie w historiografii, Bd. 3, hrsg. von JERZY KRASUSKI u.a., Poznań 1991, S. 174-227.

⁵¹ BOGDAN CIMALA: Geneza i rozwój Instytutu Śląskiego w Katowicach (1934-1939) [Entstehung und Entwicklung des Schlesischen Instituts in Kattowitz (1934-1939)], in: Instytut Śląski 1934-1994, hrsg. von KRYSZTOF HEFFNER, Opole 1994, S. 20-31.

⁵² WILHELM FIELITZ: Deutsche Ostforschung und Volkskunde, in: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung (wie Anm. 5), S. 261-280, hier S. 280; INGO HAAR: Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkskulturskampf“ im Osten, Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 143), S. 307-326.

⁵³ Als ein Beispiel für die Anbiederung führender Ostforscher mag die „Denkschrift über die Fragen der Eindeutschung Posens und Westpreußens und der damit zusammenhängenden Umsiedlungen“ dienen, die am 11.10.1939 im Auftrag der Publikationsstelle Dahlem an Auswärtiges Amt, Reichsinnenministerium und Oberkommando der Wehrmacht versandt wurde und deren Autoren die Historiker Hermann Aubin, Albert Brackmann, Theodor Schieder, Werner Trillmich, Ludwig Petry und Walter Kuhn waren (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, R 104208, Bl. 484109-484116; zitiert nach HAAR: Historiker [wie Anm. 52], S. 11).

trage“ in Litauen bzw. Wolhynien aktiv, Reinhard Wittram wirkte im Dienste der SS an der Posener „Reichsuniversität“, Kurt Lück und Jürgen von Hehn bewegten sich zumindest im Umfeld von „Judenaktionen“, um nur einige wenige Beispiele zu nennen; die Vordenker von territorialen Veränderungen und Bevölkerungsverschiebungen, ob sie nun Theodor Oberländer, Albert Brackmann, Hermann Aubin oder Theodor Schieder hießen, verloren aber deutlich an politischem Einfluß, auch wenn sie ihre politischen Überzeugungen einstweilen noch nicht änderten.⁵⁴

V

Diese Unterschiede zwischen Deutschland und Polen verlören an Bedeutung, wenn man die Zeit nach 1945 zum Vergleichsgegenstand machen würde. Sicherlich müßte man hier aufgrund der staatlichen Entwicklung Deutschlands eine gewisse Phasenverschiebung konzedieren. Die polnischen Westforscher, sofern sie zu den Kommunisten übergelaufen waren oder deren Herrschaft zumindest in Kauf nahmen, beteiligten sich in den Jahren bis 1948/1949 aktiv an den offiziellen Planungen und Aktivitäten der Staats- und Parteiführung in den neuen Westgebieten, unter anderem an der ethnischen Säuberung von den Deutschen und an der Ansiedlung der aus dem Osten vertriebenen Polen und Ukrainer.⁵⁵ Die polnischen Wissenschaftler suchten

⁵⁴ Biographische Bearbeitung in Form einer eigenständigen Arbeit hat von den Genannten bisher nur Oberländer gefunden, siehe PHILIPP-CHRISTIAN WACHS: Der Fall Theodor Oberländer (1905-1998). Ein Lehrstück deutscher Geschichte, Frankfurt/M. 2000. Eine Arbeit zu Hermann Aubin bereitet Eduard Mühle, Marburg, vor. Auf die Rolle der Posener Wissenschaftler Lattermann, Lück und Wittram wird Blażej Białkowski, Berlin, in seiner Dissertation über die Philosophische Fakultät der Reichsuniversität Posen eingehen. Zu Karasek siehe WILHELM FIELITZ: Das Stereotyp des wolhyniendeutschen Umsiedlers. Popularisierungen zwischen Sprachinselforschung und nationalsozialistischer Propaganda, Marburg 2000, S. 48-67, 376 f. Über Gotthold Rhode bereitet Eike Eckert, Berlin, eine Magisterarbeit vor. Der Nachweis seiner Tätigkeit in Litauen findet sich in: BA Koblenz, Nachlaß Gotthold Rhode, N 1445/134, Brief an Dr. Werner Essen vom 8.8.1984. Jürgen von Hehns Rolle im Osten dokumentiert FAHLBUSCH: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? (wie Anm. 1), S. 490-495. Bislang zu Schieder ANGELIKA EBBINGHAUS, KARL HEINZ ROTH: Vorläufer des „Generalplans Ost“. Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7 (1992), H. 1, S. 62-77. Zur Rolle deutscher Ostforscher im Zweiten Weltkrieg auch GÖTZ ALY, SUSANNE HEIM: Vordenker der Vernichtung, Hamburg 1991. Die beiden Autoren konnten aber wie Michael Fahlbusch und Ingo Haar bisher keinen direkten Nachweis für die These einer kausalen Verbindung von Ostforschung und Holocaust erbringen.

⁵⁵ Siehe dazu u.a. MICHAEL G. ESCH: „Gesunde Verhältnisse“. Deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939-1950, Marburg 1998 (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung, 2). Symptomatisch ist die Karriere des Nationaldemokraten Zygmunt Wojciechowski, der unter dem Eindruck der konkreten Machtverhältnisse und des Vormarsches der Roten Armee im Januar 1945 einen dramatischen Kurswechsel vollzog und sich der neuen kommunistischen Führung andiente. Zu den Anfängen des von ihm begründeten Posener „West-Instituts“ vgl. unter anderem ED-

dabei genauso aktiv das Umfeld der Macht wie in den fünfziger Jahren ihre „alten“ deutschen Kollegen, von denen mit Theodor Oberländer einer sogar zum Bundesvertriebenenminister aufstieg.⁵⁶

Wenn man die Phase der Herrschaft der Besatzungsmächte in den Westzonen des besiegten Deutschlands sowie die Hochzeit des Stalinismus in Polen etwa zwischen 1950 und 1956 außer Betracht läßt, gehört das hohe Maß an Kontinuität zu den auffallenden Gemeinsamkeiten zwischen deutscher Ost- und polnischer Westforschung. Die Entwicklung in der SBZ/DDR muß gesondert betrachtet werden, auch wenn sie eine interessante Ergänzung mit einigen Verknüpfungspunkten zu den beiden anderen Wissenschaftssystemen darstellen würde.⁵⁷

In der frühen Bundesrepublik hatten einige Ostforscher relativ früh versucht, die alten personellen Netzwerke wiederzubeleben und ähnliche Institutionen wie vor 1945 aufzubauen. In diesen Kontext gehören die Versuche zur Reorganisation der „Publikationsstelle Dahlem“ durch Johannes Papritz und Hermann Aubin, die Etablierung des „Göttinger Arbeitskreises für Ostpreußen“ bereits 1946 sowie die Gründung des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates mit dem gleichnamigen Institut in Marburg im Jahre 1950.⁵⁸

WARD SERWAŃSKI: Dnia 13 lutego 1945 roku [Der 13. Februar 1945], in: 50 lat Instytut Zachodni, Poznań 1994, S. 127-137.

⁵⁶ Gerade in diesem Bereich ist noch viel Forschungsarbeit zu leisten. Als wichtigstes Beispiel bisher kann man ansehen: MATHIAS BEER: Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46 (1998), Nr. 3, S. 345-390.

⁵⁷ Mögliche Anknüpfungspunkte wären hier die Karrieren einiger weniger früherer Ostforscher in der DDR, die politische Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft im Zuge des Kampfes gegen die Bundesrepublik in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts am Beispiel des Parameters Ostforschung und die Zusammenarbeit zwischen Historikern aus Polen und der DDR in diesem Bereich. Siehe dazu CHRISTOPH KLESSMANN: DDR-Historiker und „imperialistische Ostforschung“. Ein Kapitel deutsch-deutscher Wissenschaftsgeschichte im Kalten Krieg, in: Deutschland Archiv 35 (2002), Nr. 1, S. 13-31.

⁵⁸ Siehe dazu EDUARD MÜHLE: Institutionelle Grundlegung und wissenschaftliche Programmatik der westdeutschen Beschäftigung mit „deutscher Geschichte“ im östlichen Mitteleuropa, in: Doświadczenia przeszłości. Niemcy w Europie Środkowo-Wschodniej w historiografii po 1945 roku. Erfahrungen der Vergangenheit. Deutsche in Ostmitteleuropa in der Historiographie nach 1945, hrsg. von JERZY KŁOCZOWSKI u.a., Lublin, Marburg 2000 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 9), S. 25-66; DERS.: „Ostforschung“, Ostmitteleuropaforschung und das Marburger Herder-Institut. Anmerkungen zu einem komplexen Beziehungsgeflecht, in: Dzieje Śląska XX wieku w świetle badań młodych historyków z Polski, Czech i Niemiec, hrsg. von KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ, Wrocław 1998, S. 276-292; JÖRG HACKMANN: „An einem neuen Anfang der Ostforschung“. Bruch und Kontinuität in der ostdeutschen Landeshistorie nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Westfälische Forschungen 46 (1996), S. 232-258. Informationen über das Schicksal der „Publikationsstelle Dahlem“ und ihrer Bestände nach 1945 finden sich in: Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand 340: Nachlaß Johannes Papritz,

Auch im inhaltlichen Bereich suchte man die Kontinuität, wie der programmatische Artikel Hermann Aubins in der ersten Ausgabe der neuen *Zeitschrift für Ostforschung* aus dem Jahre 1952 zeigt.⁵⁹ Bis in die sechziger Jahre hinein blieben gegenteilige Auffassungen an den Rand gedrängt.⁶⁰

In Polen war ein Teil der Propagatoren des „Westgedankens“ 1945 ins Lager der Kommunisten übergewechselt, weniger aus ideologischer Überzeugung als vielmehr in Anerkennung von deren Bemühungen, die lange erstrebte neue Westgrenze an Oder und Lausitzer Neiße sichern zu helfen. Institutionen wie das Posener *Instytut Zachodni* (West-Institut) sollten die Propaganda der Staats- und Parteiführung wissenschaftlich untermauern, eine Aufgabe, die man bis 1989 in der Regel gerne akzeptierte. Die wissenschaftlichen Zentren der Zwischenweltkriegszeit in Schlesien und Pommerellen wurden wiedererrichtet, hatten allerdings in dem neuen Konzept keine größere Bedeutung mehr. In die Rolle der nationalen Kategorien in der Auseinandersetzung mit dem deutschen Gegner wuchs nun im Zuge des sich verschärfenden Kalten Krieges die systemideologische Kategorie hinein. Die gegenseitige politische Fixierung aufeinander mag nun nicht mehr so intensiv gewesen sein wie noch in den dreißiger Jahren, in bestimmten Bereichen bestand sie allerdings weiter, mindestens bis zu dem Zeitpunkt der einsetzenden westdeutsch-polnischen Schulbuchgespräche, die einen maßgeblichen Anteil an einer Verminderung der Spannungen hatten.⁶¹

VI

In einigen Bereichen wäre es unbedingt nötig, zu einer Untermauerung oder Widerlegung dieser Thesen Detailuntersuchungen durchzuführen. Das betrifft sowohl die Rolle von Einzelpersönlichkeiten als auch Aspekte der genauen Zusammensetzung des Forscherkreises (Anzahl, soziale Herkunft, lebensweltliche Einflüsse). Auch die im Hintergrund immer mitschwingende

C 12D 41. Zur Entstehung des „Göttinger Arbeitskreises“ siehe JOACHIM VON BRAUN: 5 Jahre Arbeit für den Deutschen Osten. Der Göttinger Arbeitskreis. Tätigkeitsbericht zu seinem fünfjährigen Bestehen, in: Jahrbuch der Universität Königsberg/Preußen 2 (1952), S. 208-251.

⁵⁹ HERMANN AUBIN: An einem neuen Anfang der Ostforschung, in: Zfo 1 (1952), S. 3-16.

⁶⁰ Als Beispiele hierfür siehe WALTER SCHLESINGER: Die geschichtliche Stellung der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung, in: Historische Zeitschrift 183 (1957), S. 517-542; HEINRICH FELIX SCHMID: Grundrichtungen und Wendepunkte europäischer Ostpolitik, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 1 (1953), S. 97-116.

⁶¹ Zur Entwicklung der polnischen Westforschung nach 1945 vgl. HACKMANN: Strukturen (wie Anm. 12); MARKUS KRZOSKA: Die institutionelle und personelle Verankerung der polnischen Deutschlandforschung der Zwischenweltkriegszeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit, in: Historische Institute im Vergleich, hrsg. von MATTHIAS MIDDELL u.a., Leipzig 2001, S. 269-283; STRAUCHOLD (wie Anm. 6). Letzterer unterschätzt die Kohärenz der verschiedenen Einrichtungen; eine Unterscheidung zwischen „Berufshistorikern“ und „anderen“ ist in dieser Form sicherlich nicht möglich (ebenda, S. 60).

Frage nach den geistigen Wurzeln dieser Richtungen müßte genauer unter die Lupe genommen werden, so wie es jüngst für Griechenland geschehen ist.⁶²

Die Ausdehnung der Untersuchung auf den ostmitteleuropäischen Raum, insbesondere auf die Tschechoslowakei und Ungarn, könnte weitere wichtige Rückschlüsse liefern. Erst wenn es gelingt, die verschiedenen nationalen historiographischen Diskurse in den Kontext der Epoche zwischen den Weltkriegen bzw. nach 1945 einzubetten, wird dieser Teil der europäischen Geschichte besser verständlich sein. Solange dies nicht der Fall ist, kann es sich in der Tat nur um Prolegomena eines Vergleichs handeln.

⁶² EFFI GAZI: *Scientific National History. The Greek Case in Comparative Perspective (1850-1920)*, Frankfurt/M. u.a. 2000.